Dietmar Dath

Kleine Polizei im Schnee

Erzählungen

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2012
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2012
Einbandentwurf: Sarah Lamparter
Lektorat: XXX
Satz: Christian Walter

ISBN: XXX

Printed in Germany

Der Verlag dankt XXX

VERBRECHER VERLAG

CAVEAT

Einige der Sätze, die dieses Buch ausmachen, hat der Verfasser in anderen Zusammenhängen bereits veröffentlichen lassen. Ihre enge Verflechtung mit dem Rätsel, um das es geht, ließ sich damit jedoch nicht auflösen.

Zum Zweck der Wiederherstellung des Gesamtproblems sind sie daher in dessen nachfolgende Darstellung am jeweils angemessenen Ort eingefügt worden.

Inhalt

Lieber Regen — 9

Mondphasen — 13

Mutilationsskepsis — 19

Verliebte Scheu — 21

Tröstliche Begegnung — 25

Planet ohne Hörbücher — 29

Sapir / Whorf revisited — 33

Winziges Leck — 35

Ennoia: Schnee — 41

Hirnwettlauf — 45

Qualitätsjournalismus — 53

Angegriffene — 57

Der Teilnehmer ist im Moment nicht erreichbar — 69

Ägyptische Hoffnung — 73

Nachruf auf Ken Russel, Leipziger Fassung — 75

Ihr wollt so sein — 77

Katzen und Ratten — 81

Gedächtnisfeuer — 85

Im Schatten — 99

Fernsehspiel — 101

Unsichtbares Wasser — 107

Doro Coppes Vorgeschichte — 111

Hinderliche Gerechtigkeit — 155
Yumi — 157
Apollinaris Classic — 159
Hamburg — 165
Protestbriefe — 169
Goldgrüne Fische — 171
Verwehrte Bitte — 175
Láadan 2.0 — 179
Politische Selbsterziehung — 181
Liebe Ost — 185
AGF — 187
Where I wanna be (she may be) — 189
Verkürzerport — 191
N'existe pas — 195
Unpolitische Lösung — 197
Modale Durchreiche — 205
Deleted Records — 207
Eistee — 211
Nichtverwechslung — 221
Information — 223
Kammonikutain — 233
Auftrag — 235

The unraveling of a riddle is the purest and most basic act of the human mind.

Vladimir Nabokov

Lieber Regen

Dies alles geschah, als mitteleuropäische Städte noch möglich waren.

Es roch in Berlin schon hier und da nach Eisenspänen, in der Bahn sogar nach Fledermäusen, als Dorothee Coppe eines Nachts genug hatte und am Hackeschen Markt, direkt gegenüber von Muji, eine aus Tschechien angereiste Prostituierte ansprach.

Die hatte eine Federboa um den Hals und sah aus wie eine schöne, verwunschene Eule, sagte zu Doro aber leider: »Sowas mach ich nicht«.

Deshalb ging Doro am Spreeufer entlang, bis sie eine Spießerkneipe fand, wo sie einen Whisky bestellte.

Doro war ziemlich müde.

Man hatte sie reingelegt: Die Oper, deren Bühnenbild sie hatte entwerfen sollen, würde nicht stattfinden, es war das alles bloß ein Batzen Flausen im Kopf des elektronisch vernetzten Komponisten gewesen, das Rundfunkfestival, die Beteiligung des ZKM Karlsruhe, lauter Märchen. Wenn sie daran dachte, dass sie mit dem Zug mehrfach hingefahren war! Vom eigenen Geld! Intercity-Express: Greuliche Human-Einheiten in schlecht sitzenden Anzügen, Geschöpfe mit internormalen Kommunikasmus-Applikaturen und Gesäßfehlhaftungen, die in ihre Headset-Knochen-Geschwulst-Hornhelme brüllten, damit die Gattin daheim den Puter korrekt röstete.

Info-Elite.

Kreative Klasse. Blödsinn.

Die Inderin hatte ganz recht gehabt, wie hieß sie noch? Radhika Desai.

Spießerkneipe also, mit ein paar gescheiten Studentinnen als Bedienungen.

Doro hätte sogar noch Würstchen bestellen können, nach Mitternacht.

Man servierte ihr einen Glenfiddich. Die gescheiten Studentinnen in Berlin dachten nämlich, wenn ein Whisky in einem Hacksgedicht vorkommt, wird's schon ein guter Whisky sein.

»Seid ihr bescheuert?« fragte Doro, die es nicht länger leiden wollte.

In diesem Augenblick ging es ihr weder besser noch schlechter als Dir und mir. Sie glaubte längst nicht mehr, was im Internet stand.

»Glenfiddich? Was soll das sein? Wie schmeckt denn der? Meint ihr, ich will Früchtetee, wenn ich Whisky sage? Habt ihr nicht mal was aus Port Charlotte, oder einen Lagavulin? Wisst ihr was? Ihr wisst nichts!« rief sie.

Ein paar Hipster von der Stange, die eben vom White Trash hergekommen waren, um mal in einem Raum zu sitzen und zu trinken, wo statt erlaubter Musik eher Foreigner lief, hörten schlagartig auf, cool zu gucken.

»Es reicht!« erklärte Doro und ohrfeigte mit Verve einen Dicken, der an Hitler glaubte, weil als Kind niemand mit ihm gespielt hatte, und der sie lüstern ansah, seit die Ader auf ihrer Stirn pochte wie der Takt der Wahrheit.

Doro fuhr fort, denn sie war gerade gut dabei: »Diese Leute! Diese anderen Leute immer! Unfassbar. Sie haben mir in der Schule schon Unsinn erzählt, und sie kommen sich gescheit vor, wenn sie immer weiter lügen und sich selber glauben, aus nichts als Angst, die sich aber als Arroganz verkleidet, und dann haben sie mir mein Geld weggenommen und meine Freundin umgebracht und meinen Kung-Fu-Meister in einen bodenlosen Schacht geworfen und indolente Filmkritiken in der taz geschrieben und liberalextremistische Buchkritiken in der Frankfurter Rundschau und völlig bescheuerte Plattenkritiken zu irgendsoeiner Death-Metal-Scheiße in der FAZ, und dann musste ich meinen Vater begraben, danach haben sich abstoßende Dämonen in meinen Kopf eingenistet, deswegen habe ich meine eigenen Kinder, meine Zwillinge, erwürgt, weil ich außerdem hypnotisiert war, von meinem Handy, aber zusätzlich haben sie mir das Gesicht abgeschnitten und es hat Monate

gedauert, bis mir ein neues gewachsen ist, und plötzlich hieß es, eine Frau hat keinen Schwanz zu haben, Führerbefehl, europäischer Gerichtshof, und Zack war das Ding ab, und jetzt soll zum Schluss auch noch Gottschalk neben Bohlen sitzen. Nein, Freunde, so geht das nicht!«

Sie spuckte auf den Boden wie ein Viehdieb, trat einen Stuhl um und stampfte nachhause.

Dort trank sie alles, was sie fand.

Am nächsten Morgen entdeckte sie unterm Bett eine schräg blausilbern gestreifte Krawatte. Die band sie sich sorgfältig um den Hals. Sie wusste nicht, wem die gehörte, aber sie fand beim Blick in den Spiegel, sie gehörte ab jetzt dringend ihr.

Zwei Tage lang lief sie, nur mit der Krawatte bekleidet, größtenteils nackt durch die Wohnung, malte im leergeräumten Wohnzimmer, aß auf, was noch da war, trank Leitungswasser, betete und fluchte gut.

Dann fing es draußen ganz gewaltig an zu regnen, zu donnern und zu blitzen.

Doro öffnete beide Fenster. Der Wind trieb den Regen ins Studio, spritzte die farbfeuchten Bilder nass, das Wasser klatschte auf Doros Bauch, Schultern, auf ihr Gesicht, und sie lachte und liebte den Regen und war geheilt.

Mondphasen

Jakob lebte seit sechsunddreißig Jahren.

Seit einem Lustrum wohnte er unglücklich verheiratet mit einer in Geldangelegenheiten sehr anspruchsvollen Theaterschauspielerin in einer mittelgroßen Stadt in Bayern, kinderlos. Jakob rackerte als Software-Entwickler und Mitinhaber eines Vier-Personen-Kleinunternehmens, nur eine einzige Frau arbeitete da, zuständig für die Bilanzen und das Steuerliche.

»Ich will mehr inhaltliche Arbeit machen«, beschwerte sich Franziska, Jakobs Gattin.

Er verstand nicht, was sie meinte.

Lieber, als zu verstehen, was sie meinte, wollte er nach Lanzarote, wo sie einander kennengelernt hatten, in den fünftausend Jahre alten, von Vulkanen geschaffenen Höhlen. Es ging Jakob gar nicht gut. Tagsüber fror er selbst im Sommer. Nachts machte ihm der grünliche Mond Kopfweh, auch wenn der hinterm rolladenhalber blickdichten Fenster gar nicht zu sehen war.

Ein Mann namens Klaus, Theaterschriftsteller, war anstrengend fleißig hinter Franziska her. Er versprach ihr die gewünschte inhaltliche Arbeit, aber dazu, behauptete er, sei es nötig, dass sie ihm Jakob vorstellte.

Ihn von so einer Idee abzubringen, war im Allgemeinen unmöglich. Für einen Erfolg bei der Kritik oder an der Kasse hätte Klaus zur Not Leichen aus Bürgerkriegen in Afrika gegessen.

Jakob ließ sich also von Franziska breitquengeln und verbrachte einen langen Abend beim Fernsehen mit Klaus. Sie aßen viele Erdnüsse und tranken vor Wochen gestorbenes Bier. Der Dichter stellte Fragen über Jakobs Arbeit. Sein neuester Einfall war nämlich, über Staatstrojaner, betriebliche IT-Sicherheit und dergleichen ein ganz großartiges Stück zu schreiben, »eigentlich mehr eine Textfläche«.

Franziska sollte Jakob spielen, diese Idee machte, so meinte Klaus, der weder schwul, noch bisexuell, noch *transgendered,* noch auch nur nett war, ein *queeres* Projekt aus dem Gesamtvorhaben.

Jakob erzählte Klaus von Scannern, welche die Web-Verletzlichkeit von Rechnersystemen prüfen konnten, vom Spurenverwischen mittels ProxyHunter, und dass es oft genügte, den Klienten einzuschärfen, dass keine ungepatchten Programme auf dem Webserver laufen durften und man überhaupt immer schön sauber programmieren sowie passwortgeschütztes Arbeiten ernstnehmen sollte.

Klaus schrieb das Monodrama »Keylogger« in drei Wochen.

Franziska lernte, wie man Jakob war.

Seinen Kinnbart malte sie sich mit einem schwarzen Kosmetikstift auf, seine Frisur war leicht mit Gel zu kopieren. Zweimal schliefen Jakob und Franziska miteinander, während Franziska als Jakob verkleidet war, weil sie darauf bestand, das auszuprobieren. Sie trug sogar eins von seinen Hemden dabei, und es kam den beiden vor, als könnte das ihre Lust aneinander, sonst ein Auslaufmodell, noch einmal neu zünden.

Das war eine Selbsttäuschung; sie verflog noch vor der Premiere.

»Keylogger« machte einen respektablen Erfolg.

Andere Theater, andere Schauspielerinnen übernahmen das Werk; es gab auch ein Hörspiel beim SWR. Klaus zog Franziska ins Bett, mit ihm dauerhaft leben wollte sie aber nicht. Die an der Affäre haftende Gelegenheit zur lärmenden, hässlichen Trennung von Jakob wurde freilich wahrgenommen. Auch Jakob war, als sie auszog, sehr erleichtert.

Zum Sichscheidenlassen waren beide zu faul, auch zu schlecht unterrichtet über mögliche finanzielle Chancen und Gefahren.

SPIEGEL ONLINE brachte einen Artikel über das Stück. Klaus pumpte sich im dazugehörigen Interview mächtig damit auf, wie gut er seinen Texflächenkleister recherchiert hatte, und erzählte die bombig *queere* Geschichte von Franziska in der Rolle ihres Mannes. Die Frau

vom SPIEGEL kam nicht drauf, nachzufragen, was daran bitte *queer* sein sollte. Sie war vielmehr vom Recherche-Ethos des Dramatikers dermaßen hingerissen, dass sie, als »Keylogger« überraschenderweise den Mülheimer Dramatikerpreis gewann, für einen Nachfolge-Artikel den armen Jakob ausfindig machte und ausführlich interviewte.

Es war ein ausgesprochen unangenehmes Gespräch. Die Frau sagte die ganze Zeit immer wieder »wie fühlt sich das denn an, wenn«, und dann kamen jedes mal Sachen, bei denen Jakob leider überhaupt nichts fühlte.

Franziska verließ die Stadt in Bayern.

Ein Angebot aus Hannover lockte sie weg.

»Keylogger« wurde in einem kleinen Theater in Rheinland-Pfalz aufgeführt.

Jakob erhielt per E-Mail eine Einladung zu einer Diskussion nach der Premiere.

Seine Firma machte gerade Pleite, seinen Bart hatte er sich abrasiert.

Er fragte beim rheinland-pfälzischen Dramaturgen nach, ob Klaus auch zu dem Diskussionsabend käme.

Klaus, versicherte der Rheinland-Pfälzer, der wohl irgendwie den Braten roch, käme ganz sicher nicht. Jakob reiste also zur Premiere, und diskutierte mit, plötzlich befreit: »Es ist ganz komisch, das alles zu sehen. Diese Schauspielerin hier, die spielt meine Frau, die ich ewig nicht mehr gesehen habe, und sie spielt sie … weil sie spielt, wie sie mich spielt, und es ist wirklich komisch – ich meine nicht: seltsam, ich meine: lustig. Irgendwie eine riesige Erleichterung – als ob diese Geschichte lauter Firewalls zwischen mir und meinem Leben installiert, damit das nicht mehr so dicht aufeinanderhängt oder … ich kann es nicht beschreiben, doch das ergibt alles so Schichten … Schichten und Schichten von Distanz: Es bin ja nicht ich, aber es ist auch nicht das, was dieser Klaus aus mir gemacht hat, oder das, was Franziska aus dem gemacht hat, was dieser Klaus aus mir gemacht hat, oder das, was du«, er redete den Rheinland-Pfälzer damit direkt an, »aus dem gemacht

hast, was Franziska aus dem gemacht hat, was dieser Klaus aus mir gemacht hat. Es ist einfach das, was diese Schauspielerin …«

»Bettina Marek«, half der Dramaturg.

»Ja«, sagte Jakob, »also was Bettina Marik ähm oder Marek heute Abend mal hat spielen wollen und dann ja auch gespielt hat, mit diesem witzigen Tonfall, der aber nicht so krampfig rumwitzt wie die Comedy immer im Fernsehen.«

Bettina Marek, die eine sehr attraktive, sehr kluge, jedoch auch sehr eitle Frau war, verliebte sich für dieses Lob sofort in Jakob.

Noch am selben Abend, in dem leicht muffigen Hotel, das ihm das Theater besorgt hatte, unter einem eher rötlichen Mond, äußerst betrunken, stieß sie ihn lachend aufs Bett. Zuerst hatte er Erektionsprobleme, dann, als er begriff, dass diese verblüffend schöne Dame ihn wirklich sehr wollte, machten sie einander richtig gut kaputt.

In den Pausen greinte er ein bisschen über sein Leben.

Als sie seinen Schwanz in den Mund nehmen wollte, entdeckte sie bei seinem feinen, aber wollig krausen Schamhaar eine winzige dunkelrote Zecke. Er hatte keine Pinzette dabei. Weil Bettina Marek praktisch veranlagt war, holte sie eine bei der Rezeption und drehte ihm das Viech aus der Haut.

Auf einmal war das Verhältnis in ein neues Stadium eingetreten: Man amüsierte sich über die Zecke und über die Hirnhautentzündungsgefahr, zog sich an, ging mitten in der Nacht spazieren, zwischen niedlichem Altstadtgemäuer.

Jakob war sehr verliebt.

Sie kam nochmal mit aufs Hotelzimmer. Die vierte Runde war die schönste, voller Hingabe und Glück. Sie schlief dann ein, er nicht.

Jakob hatte seit Jahren nicht geschlafen, warum hätte er jetzt damit anfangen sollen?

Anderthalb Monate später besuchte sie ihn in Bayern. Er hatte in seiner stickigen Stadt eine Festanstellung gefunden. Sie kam schon morgens, er hatte eigentlich frei, musste dann aber wegen einer kleinen Krise in den Laden.

Als er wiederkam, hatte sie gebadet.

Noch einmal fand er in ihre Arme, sie kuschelte sich später sehr in seine. Die Liebe hielt allerdings nicht, er hatte sich entschieden, sein restliches Leben lang ab und zu stillvergnügt daran zu denken, wie sie ausgesehen hatte, schlafend, im Hotel, nach der Nacht mit der Zecke. Er ließ sie daher kalt auflaufen, als sie, die einen festen Freund hatte, ihm andeutungsweise verriet, sie hätte nichts dagegen, ihn ab und zu wiederzusehen.

Jakob verhielt sich wurstig und zweideutig.

Er wollte nicht noch einmal scheitern, er wollte das Bild bewahren.

Ihr Gesicht. Den Glanz ihrer Haare, den goldenen, schwebenden Staub.

Alle bekamen, was sie brauchten.

Niemand musste sich je geschädigt fühlen.

Der Mond wurde schließlich pechschwarz und fiel auf die Erde.

Er war fast komplett aus Stein.